Michael Hartmann

Was heißt eigentlich ›Exzellenz‹?

Exzellenz ist im deutschen Wissenschaftsbetrieb binnen weniger Jahre zu einem zentralen Begriff geworden. Bezeichneten zunächst nur einzelne Universitäten besonders gute Institute oder Forschungsverbünde in Anlehnung an US-Gepflogenheiten als Centers of Excellence, so gibt es mittlerweile kaum noch Hochschulen, die nicht wenigstens eine ihrer Einrichtungen so nennen. Exzellenz ist heute allerorten zu bewundern. Es gibt Initiativen für Exzellenz wie zum Beispiel die Marie-Curie-Lehrstühle der Alexander von Humboldt-Stiftung, explizit Exzellenz fördernde Preise wie den Max-Planck-Preis, Exzellenz als Leitbild der unterschiedlichsten Hochschulen und, last but not least, die Exzellenz-Initiative mit ihren gravierenden Konsequenzen für die deutsche Hochschullandschaft.

Was aber bedeutet Exzellenz? Handelt es sich dabei wirklich nur um herausragende Leistungen, wie die Befürworter und Verfechter der Exzellenz-Initiative immer behaupten, oder steckt doch mehr dahinter? Anfänglich handelte es sich um die Kürung von Elite-Universitäten, dann wurde aus Elite Exzellenz. Ist das nur ein Zugeständnis an Vorbehalte dem Elite-Begriff gegenüber? Sind Exzellenz und Elite eigentlich identisch?

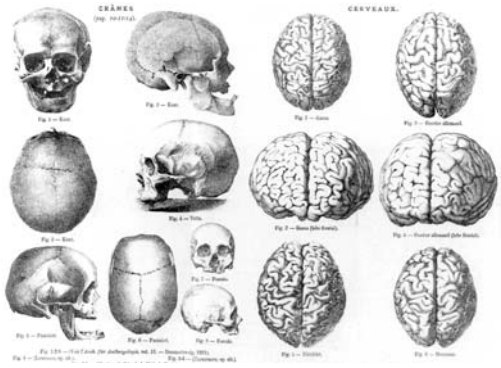
Ein Blick auf die etymologischen Wurzeln des Wortes Exzellenz zeigt, dass ›excellentia‹, der lateinische Ursprung des Wortes, zum einen für herausragende Leistung bzw. Qualität, zum anderen für eine herausgehobene höhere Stellung steht. Diese Doppelbedeutung hat sich im französischen Wort ›excellence‹ über die Jahrhunderte erhalten. Mit ihm werden auch heute noch gleichermaßen ausgezeichnete Leistungen und hohe Würdenträger in Diplomatie wie Kirche bezeichnet. Die Nähe zum Elite-Begriff ist hier auch sprachlich unübersehbar. Elite bedeutet aber gerade nicht, dass alle die gleiche Chance haben. Elite bedeutet vielmehr die dauerhafte Absonderung einer kleinen Gruppe vom Rest, von der Masse – eine Absonderung, die nicht ausschließlich, ja nicht einmal überwiegend auf Leistung zurückzuführen ist, sondern in hohem Maße auf Herkunft und die Einbindung in Macht- und Herrschaftsstrukturen.

Das gilt nicht nur für die gesellschaftlichen Eliten in Wirtschaft, Politik, Justiz und Verwaltung, sondern auch für die Universitäten. Die Hochschulen, die im Exzellenz-Wettbewerb zu den Gewinnern zählen, haben ihren Sieg nicht ausschließlich, teilweise nicht einmal vorrangig ihren im Vergleich zur Konkurrenz besseren Leistungen zu verdanken. Der langjährige DFG-Präsident Ernst-Ludwig Winnacker verweist als Begründung für die Konzentration der Exzellenz-Gelder auf wenige Hochschulen vor allem im Süden der Republik zwar stets darauf, dass auch heute schon fast die Hälfte der DFG-Fördergelder an nicht einmal 20 Universitäten fließt. Diese Verteilung sagt über die tatsächliche Leistungsfähigkeit aber weit weniger aus, als die Zahlen auf den ersten Blick suggerieren.

Münch und Teichler demonstrieren das sehr eindrücklich anhand der DFG-Mittelvergabe der Jahre 1999 bis 2001. Damals gingen 32 Prozent der Mittel an nur zehn Universitäten, weitere 25 Prozent an die nächsten zehn, das heißt 57 Prozent an die besten 20 Universitäten, gerade einmal halb so viel an die nächsten 20 Universitäten und nur ganze acht Prozent an die auf den Plätzen 41 bis 50 rangierenden. Das spricht scheinbar für enorme Leistungsunterschiede zwischen den Hochschulen.

Berücksichtigt man allerdings die Zahl der jeweils beschäftigten Wissenschaftler und rechnet nicht pro Hochschule, sondern pro Wissenschaftler, so ergibt sich schon ein weit weniger eindeutiges Bild. Zwar liegen die ersten zehn Universitäten auch dann noch deutlich vorn, der Unterschied zu den Universitäten auf den Plätzen 41 bis 50 fällt aber nur halb so hoch aus, wie es die absoluten Summen vermuten ließen.

Außerdem kommt es zu teilweise erheblichen Verschiebungen in der Reihenfolge. So stürzt zum Beispiel



die LMU München, eine der drei Elite-Universitäten und in allen Rankings wie auch bei der absoluten DFG-Mittelverteilung immer ganz vorn, ins Mittelfeld ab. Bei Berücksichtigung der Fächerverteilung würden die Unterschiede sogar noch weiter abnehmen. Teichler zeigt das am Beispiel Nordrhein-Westfalens, wo, gewichtet man die Fächergruppen, unter den multidisziplinären Universitäten die am wenigsten erfolgreiche pro Kopf immerhin noch 70 Prozent der Mittel einwerben konnte, die der erfolgreichsten zuteil wurden. Absolut dagegen entfallen auf die beste, in diesem Falle die RWTH Aachen, über ein Viertel der gesamten Drittmittel aller 25 nordrhein-westfälischen Hochschulen.

Dazu kommt noch, dass die Verteilung der DFG-Gelder erheblich weniger über die Leistungsfähigkeit der Hochschulen aussagt, als gemeinhin angenommen wird. Münch zeigt dies in einem Vergleich der eingeworbenen Mittel mit der Anzahl der drei Jahre später veröffentlichten Publikationen. Nur in einem einzigen von 13 untersuchten Fächern fand er eine signifikant positive Korrelation zwischen Drittmitteleinwerbung und Publikationshäufigkeit, in neun Fächern überhaupt keine. Es gibt in allen Fächern Institute mit hohem Drittmittelvolumen und einer geringen Anzahl an Publikationen und umgekehrt. Eine direkte Verknüpfung zwischen, in heutiger Hochschuldiktion gesprochen, Input und Output aber existiert nicht. Münch führt die Konzentration der DFG-Mittel deshalb auch nicht auf die überlegene Leistungsfähigkeit der in dieser Beziehung erfolgreichen Institute und Universitäten zurück, sondern auf ihre weit überdurchschnittliche Repräsentanz in den DFG-Gremien. Macht, nicht Leistung, sei letztlich ausschlaggebend.

Das gilt nicht nur hinsichtlich der Hochschulen, sondern auch in Bezug auf die Fachdisziplinen. Dass die Geistes- und Sozialwissenschaften beim Exzellenz-Wettbewerb mit nur einem einzigen von 17 Exzellenz-Clustern weit unterdurchschnittlich abgeschnitten haben, hat nichts mit ihrer Leistungsfähigkeit zu tun. Die Kriterien des Wettbewerbs und die Dominanz von Medizinern, Natur- und (in geringerem Maße) Ingenieurwissenschaftlern in den entscheidenden Gremien hat von vornherein zu einer vollkommen ungleichen Verteilung der Erfolgschancen geführt. Da nützt herausragende Leistung nichts.

Wenn die Exzellenz-Initiative auf der Ebene ganzer Universitäten grundsätzliche Unterschiede feststellt zwischen ›exzellent‹ auf der einen und ›durchschnittlich‹ auf der anderen Seite, sprich zwischen Elite und Masse, dann misst sie nicht nur mit zweierlei Maß. Sie ignoriert darüber hinaus auch die Tatsache, dass die Differenzen innerhalb der einzelnen Fakultäten und Universitäten in der Regel viel größer sind als die Unterschiede zwischen den Fakultäten oder gar den Hochschulen. Nicht ganze Universitäten sind unter fachlichen Gesichtspunkten hervorragend, sondern einzelne Wissenschaftler oder Gruppen von Wissenschaftlern. Eine tief greifende Differenz zwischen gesamten Universitäten kommt, das zeigen die USA, erst dann zustande, wenn einzelne Einrichtungen dauerhaft über sehr viel größere Finanzmittel verfügen können als der Rest. Der Exzellenz-Wettbewerb will genau das erreichen. Er konstatiert einfach eine grundlegende Differenz zwischen den Hochschulen, zementiert sie dann in einem Ranking und weitet sie massiv aus.

Die Exzellenz-Initiative wird jene Differenz zwischen Elite- und Massenhochschulen in den nächsten Jahren also real erst schaffen, die festzustellen sie jetzt vorgibt. Sie wird damit eine Entwicklung endgültig festschreiben, die sich in der Verteilung der DFG-Mittel schon seit langen Jahren zeigt.

Die führenden 20 Universitäten werden im Rahmen der Initiative nicht nur gut die Hälfte, sondern vermutlich weit über 90 Prozent der zu vergebenden Mittel auf sich vereinigen. Die Exzellenz-Initiative wird jene Differenz zwischen Elite- und Massenhochschulen in den nächsten Jahren also real erst schaffen, die festzustellen sie jetzt vorgibt. Sie wird damit eine Entwicklung endgültig festschreiben, die sich in der Verteilung der DFG-Mittel schon seit langen Jahren zeigt. Es gilt das Matthäus-Prinzip. Wer hat, dem wird gegeben, und das auch relativ unabhängig von der wirklichen Leistung.

Literatur
M. Hartmann: Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt am Main 2002
M. Hartmann: Die Exzellenzinitiative – ein Paradigmenwechsel in der deutschen Hochschulpolitik, in: *Leviathan* 34, 2007, S. 447–465
R. Münch: Drittmittel und Publikationen, in: *Soziologie* 35, S. 442–446
U. Teichler: Hochschulstrukturen im Umbruch. Eine Bilanz der Reformdynamik seit vier Jahrzehnten. Frankfurt am Main 2005, S. 269, 338f.